

Unverkäufliche Leseprobe



Jean-Luc Seigle
Der Gedanke an das Glück und an das Ende

224 Seiten. Gebunden
ISBN: 978-3-406-66755-8

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/13664959>

[...]

Gilles, sein aufgeschlagenes Buch auf den Knien, hörte schon lange nicht mehr zu. *Eugénie* hatte *Charles* all das Gold gegeben, das der Vater ihr im Lauf der Jahre zum Geburtstag geschenkt hatte, wertvolle, sehr alte Münzen, römische Goldstücke und solche aus dem Mittelalter. Sie strahlte, und *Charles* liebte sie in dem kleinen Garten des tristen Hauses. Bald würde er sie verlassen und in Nantes das Schiff besteigen, um in Indien sein Glück zu machen. *«Ich möchte für einen Augenblick die Allmacht Gottes haben»*,

sagte *Eugénie* zu ihrer Mutter, als die Kutsche mit dem Mann, den sie liebte, davonfuhr. Gilles war so tief in den Roman eingetaucht, dass er das Gefühl hatte, alle Personen gleichzeitig zu sein, sogar Vater *Grandet*, über den er oft laut lachen musste, besonders wenn der Geizhals sich mit *Nanon* um zwei Stücke Zucker stritt. Noch etwas anderes in dem Roman interessierte ihn ganz besonders: *Eugénies* Verwandlung. Wegen seiner Mutter, die immer mehr Sorgfalt auf ihr Äußeres verwandte. Gilles las noch einmal die Stelle, wo *Eugénie* sich darauf vorbereitete, *Charles* zum zweiten Mal zu sehen. Seine Erinnerung hatte ihn nicht getäuscht: Um ihren Cousin auf sich aufmerksam zu machen, widmete sie sich ausführlich ihrer Toilette, schmückte sich mit den schönsten Bändern, zog ihre neuen Schuhe an, frisierte sich so, dass ihr Gesicht zur Geltung kam, und wurde hübsch – *«Wenn das Licht die erste Liebe des Lebens ist, ist dann nicht die Liebe das Licht des Herzens?»*. Dieser Satz ließ ihn seine Mutter mit anderen Augen betrachten, vor allem wenn der Briefträger auftauchte. Gilles entdeckte ihn in der Türöffnung und war überrascht, umso mehr als er gar nicht bemerkt hatte, dass Monsieur Job gegangen war.

Allen Frauen, und der Mutter *Morvandieux* als erster, war aufgefallen, wie sorgfältig *Paul Marsan* sich außerhalb des Dienstes kleidete, und alle fanden übereinstimmend, er sei ein eleganter Mann, vor allem verglichen mit ihren Ehemännern, die meist Arbeiter und stets sauber, aber wenig

auf ihre Kleidung bedacht waren. Wenn alle sich über Suzannes Verwandlung wunderten, so war er der Einzige, der sich darüber freute, überzeugt, dass sie diesen Weg gewählt hatte, um ihm gegenüber Gefühle auszudrücken, die sie noch nicht eingestehen konnte. Er versäumte also keine Gelegenheit, sie zu beglückwünschen, um ihr zu zeigen, dass ihre Signale ihn erreichten. Da man ihm Liebesabenteuer aller Art unterstellte, mehr oder weniger reale, mehr oder weniger lang zurückliegende, die aber seine unbedingte Suche nach der idealen Frau belegten, zögerte Suzanne nie, ihn im Vertrauen auf seinen Geschmack in weiblichen Dingen um seine Meinung etwa über die Farbe des Stoffs zu fragen, die sie für ihr neues Kleid gewählt hatte. Sie hatte recht. Paul, der die Namen aller Stoffe kannte, die er mit Parfums verglich, empfahl ihr einmal in Gilles' Gegenwart für die Unterwäsche Crêpe de Chine, der großartig zu ihrem Hauttyp passe.

Albert war verkrampft, seit Paul Marsan eingetreten war, ganz wie seine Mutter, als der Trödler zu Besuch kam. Gilles war auch verkrampft, weil er sich genau in der Lage befand, vor der er sich am meisten fürchtete, seit er aufgestanden war.

«Ein Brief für Sie, Suzanne.»

«Madame Chassaing!», verbesserte ihn Albert, der es nicht ertragen konnte, wenn ein Postbeamter seine Uniformjacke taillieren ließ. «Und ich nehme an, er ist für die ganze Familie, oder?»

«Ja, ja, Familie Chassaing. Tut mir leid, Albert. Aber er kommt nicht aus Algerien.»

Alberts instinktive und vollkommen stumme Feindseligkeit erstickte jeden Impuls des Briefträgers, noch zu verweilen; man hörte den Motor des Postautos aufheulen, und Suzanne spürte genau wie Albert die Wut und Gekränktheit, die sich in diesem etwas zu sportlichen Start äußerten. Gilles, ganz woanders mit seinen Gedanken, zitterte wegen des Briefs, den seine Mutter in der Hand hielt und auf den sie nun schaute.

«Was fällt dir ein, mir einen Brief zu schreiben?»

Unmöglich für Gilles, diese Frage zu beantworten. Einen Brief zu schreiben, war zunächst eine Übung gewesen; er hatte es noch nie in seinem Leben gemacht. Die Idee war ihm gekommen, als er sah, wie die vielen Briefe des älteren Bruders seine Mutter bewegten. Er hoffte, das Wunder der Schrift würde auch diesmal wirken und sie rühren. Sein Brief enthielt das Versprechen, die Aufnahmeprüfung in die fünfte Klasse zu bestehen und mehr auf die Rechtschreibung zu achten, der eigentliche Zweck aber bestand darin, zu enden wie die Briefe seines Bruders, der unweigerlich, obwohl alle an seine Eltern gerichtet waren, jedes Mal darunter schrieb: «Dein Dich liebender Sohn».

«Das war nicht sehr intelligent! Wegen des blauen Umschlags dachte ich, einer von meinen Briefen kommt zurück. Tu das nie wieder, hörst du! Nie wieder! Und leg das Buch weg. Hörst du nicht, was ich sage? Leg das Buch weg!»

«Gib mir den Brief.»

Suzanne übergab ihrem Mann den Brief, wie um ihn loszuwerden. Gilles war erstarrt, der Schreck lähmte seine Gesichtsmuskeln. Einen Moment lang glaubte er, im Blick seiner Mutter die Freude darüber aufblitzen zu sehen, dass sie ihn gedemütigt hatte. Er blieb, an sein Buch geklammert, auf dem Stuhl sitzen, während sein Vater den Brief studierte. Unmittelbar vor «Dein Dich liebender Sohn» stutzte Albert bei einem Satz, seine Miene verzog sich für ein paar Sekunden; Gilles hatte geschrieben: «Ich verspreche, weniger zu lesen.»

«Warum solltest du denn weniger lesen?»

«Versprechen kann er ja viel, aber ...»

«Ich rede nicht mit dir, ich rede mit meinem Sohn.»

Er erhob nicht die Stimme, sprach aber jedes Wort einzeln und so deutlich, dass seine Frau schwieg und ihren Satz nicht beendete. In die Enge getrieben, zögerte Gilles mit seiner Antwort; er befürchtete das Schlimmste. Schließlich stammelte er ohne Überzeugung: «Um mehr im Haus zu tun ...» Das war alles, was ihm eingefallen war, um zu sagen, dass sein intensives Lesen ihn von den Seinen, insbesondere von seiner Mutter, entfernte.

«Und was ist das für ein Buch, das du gerade liest?»

«*Eugénie Grandet.*»

«Von wem ist das?»

«Von Balzac.»

«Balzac, Balzac ...? Der große Balzac?»

«Weiß nicht. Balzac. Honoré de Balzac.»

«Oh, aber der ist bekannt.»

Er hatte gesagt, «der ist bekannt», als spräche er von jemand, der nicht weit weg wohnte und über dessen turbulentes oder bizarres Leben alle Bescheid wussten. Balzac bekam dadurch eine unmittelbare Existenz und geographische Realität, er wurde zu einem alten Freund, den man lange nicht gesehen, der aber immer in der Nähe von Assys gelebt hatte. Suzanne fing an, ihre Gereiztheit zu zeigen, und griff schließlich mit großer Entschlossenheit ein, denn es war ihr unerträglich, wie Albert sie in die Schranken gewiesen und wie er das mit ihrem Sohn begonnene Gespräch in andere Bahnen gelenkt hatte.

«Na gut! Ihr könnt ja ein andermal über Bücher reden. Aber ich wüsste trotzdem gern, woher du das Buch hast.»

«Aus Henris Zimmer.»

«Dann leg es bitte an seinen Platz zurück. Hast du ihn um Erlaubnis gefragt?»

«Die Seiten waren noch gar nicht aufgeschnitten.»

Mit diesem Argument hoffte er, sich von dem Bruder abzuheben, den seine Mutter vergötterte. Zukünftiger Ingenieur und echter Soldat vielleicht, aber er las nicht. Und im Glauben, die Diskussion sei damit abgeschlossen, sagte er noch: «Wie hätte ich ihn um Erlaubnis fragen können, er ist doch nicht da.»

«Tja, er ist nicht da. Und deshalb hättest du zum Beispiel ihm schreiben sollen, statt mir Briefe zu schicken. Hast

du deinem Bruder auch nur ein einziges Mal geschrieben, seit er weg ist? Nein. Auf jeden Fall schreibt ihm in dieser Familie niemand außer mir.»

Das stimmte. Albert hatte, mehr aus Bescheidenheit als aus Groll, nie daran gedacht, an die Briefe, die Suzanne schrieb, noch ein Wort anzufügen. Und er war auch der ehrlichen Überzeugung, dass die Ereignisse in Algerien weder eine Bedrohung noch eine wirkliche Gefahr darstellten. Frankreich hatte die Lehren aus Indochina gezogen und würde ruhmreich aus diesem Konflikt hervorgehen, der nicht mit der deutschen Invasion von 1940 zu vergleichen war. Gilles wiederum, beruhigt durch die Äußerungen seines Vaters und Henris tröstliche Briefe, hatte den Algerienkrieg mithilfe von Abenteuer Geschichten in seine Welt integriert. Im vergangenen Jahr hatte er ein Buch über Christoph Kolumbus gelesen, und seitdem stellte er sich jedes Mal, wenn sein Vater vom fernen Algerien sprach, die Algerier so vor wie die bemalten, federgeschmückten Indianer auf den Illustrationen. Alles erschien ihm vollkommen klar und logisch. Es bestand kein Zweifel, Henri war einer der Männer von Christoph Kolumbus und Frankreich das Spanien des XV. Jahrhunderts. Bei alledem keinerlei Grausamkeit, dem Buch zufolge, nichts als Entdeckungen, Gerechtigkeit, Christentum.

«Und wer sagt dir, dass Henri das Buch nicht aufgehoben hat, um es zu lesen, wenn er zurückkommt? Es war ein Preis, den er in der Schule gekriegt hat.»

Gilles hätte gern geantwortet, dass es vielleicht deshalb so lang ungelesen blieb, weil sein Bruder nicht gern las, aber er schwieg lieber.

«Es ist also gar nicht schwierig, wenn du Bücher haben willst, musst du bloß in der Schule Preise kriegen. Hast du dir wenigstens die Hände gewaschen, bevor du die Seiten umgeblättert hast? Ich bin sicher, sie sind voller Flecken. Ich weiß nicht, wie er es anstellt, aber der Junge schafft es immer, mir auf die Nerven zu gehen.»

Suzanne konnte den Blick, mit dem ihr Mann sie ansah, nicht verstehen, weil sie sich nicht vorstellen konnte, dass der intime Umgang mit dem Körper seiner Mutter eine ganz besondere Traurigkeit in ihm geweckt hatte, jene Traurigkeit, die für den Bruchteil einer Sekunde erlaubt, den Schleier, der uns oft von der Wahrheit über uns selbst oder über die anderen trennt, zu zerreißen, und uns zwingt, die kleine Welt um uns herum mit einem schonungslosen Blick zu betrachten. Suzanne war die Erste, die dieser Blick traf. Albert fand sie nicht nur ungerecht und unbeholfen, sondern auch so vulgär, dass er tiefen Widerwillen empfand. Er hatte keine andere Wahl, als entschlossen einzugreifen.

«Gilles, komm mit mir.»

Anstatt sich vor Strafe zu fürchten, verspürte Gilles ein winziges Beben der Freude wegen einer Belanglosigkeit, einer Kleinigkeit, die ihn beruhigte und seinem Gesicht einen gelasseneren Ausdruck verlieh: Der Vater hatte ihn

beim Vornamen genannt. Er sagte sonst immer «mein Junge» oder «mein Großer», manchmal «mein Sohn». Was vielleicht nur ein Versehen war, flößte ihm trotzdem ein solches Vertrauen ein, dass er seinem Vater überallhin gefolgt wäre.

Monsieur Antoines Empfang war überaus herzlich, und Gilles hatte den Eindruck, der neue Nachbar hoffte schon lange auf diesen Besuch, fast genauso wie er.

Albert schilderte nicht das Rechtschreibproblem, mit dem sein Sohn zu kämpfen hatte, sondern sagte nur: «Hier ist mein Sohn.»

«Ah, du bist also der Junge, der unentwegt liest!»

Auf dem Küchentisch erkannte Gilles sein in einen gelben Plastikumschlag gehülltes Schreibheft. In welchem Moment hatte sein Vater das Heft aus seiner Schultasche genommen? Wann hatte er mit Monsieur Antoine darüber gesprochen? Warum hatte er an den neuen Nachbarn gedacht? All das sah nach einem Komplott aus.

«Und welches Buch liest du zur Zeit?»

Gilles verweigerte sich dem Verhör, dem er gerade schon unterzogen worden war, doch sein Vater antwortete für ihn mit einem gewissen Stolz, der ein wenig lächerlich wirkte. «Er liest Balzac. Nicht, Gilles?»

«Ja, *Eugénie Grandet*, aber das ist ein dickes Buch, ich verstehe nicht alles und habe erst die Hälfte gelesen», sagte Gilles in einem Atemzug und hoffte so, das Thema abzuschließen.

«Mit zehn Jahren! Und Balzacs Sätze machen dir keine Angst?»

Anstatt zu erwidern, «doch, sie sind lang, oft kompliziert und ein bisschen gewunden», wie er natürlich festgestellt hatte, gab er eine Antwort, die ihn selbst überraschte.

«Sie sind verschachtelt...», erklärte er und fuhr, um jedes Missverständnis auszuschließen, fort: «Aber ich kann ihnen folgen.»

«Verschachtelt. O ja, das kann man sagen, sie sind verschachtelt!»

Monsieur Antoinettes offenkundige Freude war nur mit dem Stolz vergleichbar, den Gilles so offensichtlich seinem Vater zurückgegeben hatte.

«Aber nicht alle, es gibt auch sehr kurze Sätze», meinte Gilles ergänzen zu müssen.

«Gewiss ... Und kannst du mir einen zitieren?»

Die Frage verunsicherte Gilles. Weil er im Blick seines Vaters, den er nicht aus den Augen ließ, den Stolz bemerkt hatte, fühlte er sich verpflichtet, sein Gedächtnis anzustrengen; leider bildeten all die Sätze in seinem Kopf ein Knäuel, aus dem er keinen einzelnen herauslösen konnte.

«Nein. Mir fällt keiner ein.»

«Das ist schade», entfuhr es Albert unwillkürlich.

«Aber nein, das ist ganz normal. Man müsste sie auswendig lernen. Ich kann mich selbst an keinen erinnern. Es ist immer ein Rätsel, was man von den Büchern behält. Deshalb muss man die, die man gern gelesen hat, regelmäßig wieder lesen. Seit ich im Ruhestand bin, tue ich nichts anderes. Also hören Sie, Monsieur Chassaing, wenn Ihr Sohn schon in der Lage ist, *Eugénie Grandet* zu lesen, scheint es mir nicht schwierig zu sein, die Rechtschreibung zu verbessern. Am Ende des Sommers wird er keinen Fehler mehr

machen, und wir werden die Prüfung bestehen. Wir werden sie bestehen!»

Alberts Ziel war beinahe erreicht, er empfand Erleichterung und dann eine Art inneres Entzücken, das sich wie ein warmes Gefühl in seinen Adern ausbreitete, als hätte sein Blut sich plötzlich erhitzt. Von Geld war nicht die Rede. Da er seinen Vater kannte, der ungern etwas schuldig blieb, war sich Gilles sicher, dass die Sache schon vorher geklärt worden war.

«Allerdings muss Ihr Sohn einverstanden sein. Ohne seine Zustimmung kann ich nichts erreichen.»

«Das ist er, da bin ich ganz sicher.»

«Verzeihen Sie, Monsieur Chassaing, aber das muss von ihm kommen.»

Seit Gilles das Haus des Lehrers betreten hatte, waren alle Nervosität und aller Druck, die er zuvor verspürt hatte, verschwunden. Doch obwohl er sich insgeheim gewünscht hatte, diesen Mann kennenzulernen, zögerte er noch mit seiner Antwort, denn er begriff, dass es um etwas anderes ging, was folgenschwerer war, als ein paar Stunden täglich in diesem Haus zu verbringen. Dieses Angebot anzunehmen hieß zu akzeptieren, dass er weggegeben wurde, ein wenig wie *Charles Grandet*, den sein Vater der Familie *Eugénies* anvertraute, um ihn von der Katastrophe und dem Opfer der Katastrophe zu entfernen. Gilles verstand nicht, warum sein Vater diese Entscheidung so rasch getroffen hatte, ohne je darüber gesprochen oder auch nur die Möglich-

keit erwähnt zu haben, und noch weniger verstand er, warum er so viel Befriedigung aus dem, was nach einer Übergabe aussah, zu ziehen schien. Hätte sein Vater auch sonst die Gewohnheit gehabt, sich um seine Schulangelegenheiten zu kümmern, hätte das alles normal erscheinen können. Sein Vater hatte aber nie, nicht ein einziges Mal, in sein Heft geschaut. Gilles hatte das Gefühl, dass ein Unglück drohte und nur er ahnte, wie unmittelbar es bevorstand. Er war bereit abzulehnen, überzeugt, dass sein Vater dann gezwungen wäre, seine Karten offenzulegen oder seine Pläne zu ändern, aber das war nicht nötig. In dem etwas unbehaglichen Schweigen, das eingekehrt war, traf ihn der Blick seines Vaters. Es war kein Blick, den er von ihm kannte, aber er erinnerte ihn an den Blick *Madame Grandets* in dem Moment, als sie ihre Tochter retten will – kurz bevor ihr Mann entdeckt, dass *Eugénie* all ihr Gold *Charles* gegeben hat – und sie anfleht, nichts zu sagen, weil sie weder das heilige Amt, das *Eugénie* sich auferlegt hat, noch die Strafe, die sie imstande ist, auf sich zu nehmen, ertragen kann. Albert sagte ihm mit seinem Blick etwas Ähnliches. Als wollte er ihn retten. Unmöglich zu widerstehen. Gilles kapitulierte und gab seine Zustimmung.

«Ausgezeichnet. Du kannst dir alle Bücher nehmen, die du willst. Sie sind da oben.»

Da oben, das war nur der erste Stock, doch Albert hatte den Eindruck, der ehemalige Lehrer spreche vom Himmel, von einem Bücherhimmel, von einem Glück, das hienieden

nicht zu finden war. In Gilles' Blick war ein Leuchten, wie Albert es in den stets ein wenig traurigen Augen seines Sohns schon lange gern gesehen hätte. Was hier geschah, überstieg seine Hoffnungen. Da oben, eine schönere Vorstellung konnte es nicht geben an diesem Vormittag. Wieder kamen ihm die Tränen, aber sie ließen nur leicht seine Lider erbeben. Gilles hatte in diesem Moment mit einem Blick die Seele seines Vaters berührt.

[...]

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de